

## Der Sohn des Freimaurers

---



# Der Sohn des Freimaurers

Von Anna Kahser

(Fortsetzung)

Zwei Monate dauerte das Glück. Dann kam das Schreckliche. Die Dame kam eines Abends nach Hause und ließ mich sofort in ihr Zimmer rufen. Ich erschrak vor ihrem strengen Gesicht — und ahnte alles. Sie muß mir das böse Gewissen angesehen haben. Sie sagte hart, ohne mich anzusehen: „Ich brauche wohl nicht zu sagen, weshalb ich Ihnen mit augenblicklicher Entlassung kündige. Gut, daß wenigstens ihr Gesicht jetzt nicht lügt! Sie haben sich, ohne mich über Ihre Geburt und Ihr Vorleben aufzuklären, in mein ehrenhaftes Haus eingeschlichen. Es ist gesehen. Sie können sich denken, daß ich schon meiner Kinder wegen nur ein unbescholtene Mädchen in meinem Hause dulden kann. Ich werde mit den Kindern zu meinen Eltern gehen, bis Ersatz gefunden ist. In zwei Stunden werden Sie wohl mit dem Packen fertig sein.“

Sie legte mir den Lohn, auch für einen weiteren Monat, hin. Ich ließ ihn liegen. Kein Wort habe ich gesprochen. Ich habe nur gehaßt. Ich fühlte tausend böse Geister hier drinnen wieder lebendig werden. Ich hatte gut sein wollen, Gott hatte meinen Schwur gehört. Aber nun, nun wollte ich schlecht sein. Und ich wurde noch schlechter —

Ruth hatte den Kopf in die Hand gestützt. Es wollte ihr heiß zum Halse steigen. Von wem würde der Richter über den Sternen, der Herz und Nieren erforscht, von wem würde er diese Menschenseele einmal fordern? „Nicht von dir allein, du armes getretene, geheftete, verhungern des Menschenkind.“

„Und dann bist du heimgekommen?“

„Einmal, ein einzigmal wollte ich noch meine Alm sehen, einmal noch ein Edelweiß. — O, ich hab's sicher nicht anrühren wollen —! Und einmal noch hab' ich mir die Augen baden wollen in meinem Alpenbrünnlein. Und dann ... da bin ich Ihnen begegnet. Hab' gesehen, daß Sie mit der roten Loe vom Krähenstein sprachen. Sie ist ja auch eine — wie wir, und kein anständiger Mensch schaute sie an. Da hab' ich gesehen, wie Sie ihr die Hand gaben und mit ihr taten wie mit Ihresgleichen. Nachher habe ich die Loe ausgefragt. Was sie mir alles erzählt hat von Ihnen, Fräulein — o, da hab' ich wieder glauben müssen, daß es doch noch gute Menschen gibt, hab' gedacht, einmal ihre Hand anrühren dürfen — und dann sterben. Tag und Nacht hab' ich danach geträumt — und hab' mich doch geschämt. Dann, als die Mutter auch im-

mer sagte, es wäre doch vorbei mit mir, da hab' ich gedacht, es ist Zeit, daß ich ein End' mach'! — Hätten sie mich nur gelassen, jetzt hätt' ich Ruh — und brauchte nicht nochmal ...“

„Still, Ursel, sprich's nicht aus. Du sollst leben und wieder ein zufriedenes Menschenkind werden. Du hast mir ein großes Vertrauen bewiesen, daß du mir alles erzählst hast. Nun laß mich sorgen. Du siehst doch, daß der liebe Gott dich trotz allem liebt, er hätt dich sonst nicht hierher geführt. Wenn du willst, so wird dich morgen ein geschlossener Wagen abholen. Du bekommst dann ein freundliches Zimmer bei uns im Krankenhause und bist in meiner Nähe und“ — sie neigte sich zu ihr — „beim lieben Gott. Wenn du willst, schon heute abend.“

Ursel lag ganz still in den Kissen. Unaufhaltbar rieselten noch Tränen über ihr Gesicht, aber es war nichts Verzweifeldes mehr in diesem Weinen. Es war, als wenn über ein Land, auf dem langer, starrer Wintertod gelegen hat, milde Lenzwasser dahinfließen und tausend begrabene Keime wecken. Es war Erlösung.

„Morgen, ja morgen,“ flüsterte sie leise.

„So will ich jetzt mit der Mutter reden, nicht wahr?“

Ursel nickte, und Ruth ging hinaus, um ihr Zeit zu geben, ganz ruhig zu werden.

Die alte Frau saß am Herd und wärmte sich mit einem Kamillensäckchen ihre geschwollene Wade. Sie kam Ruth gar nicht mehr grimmig vor wie vorher, nur sehr hilflos, gebrochen. Die Galle, die die Jahre und das Unglück — und vielleicht Schuld und Reue in ihrem Blute angesammelt hatten, mochte sie draußen verspritzen, wenn sie sich gegen die Pfeile übler Menschen zu wehren hatte, hier im müden Daheimsein war sie nur ein armfelig Häuflein Mensch.

Sie schaute nicht auf, als Ruth auf sie zukam.

„Ist's ein Bahngeschwür?“ fragte diese.

Die Alte murmelte etwas von Erkältung im Wasser. Da begriff Ruth, daß sie wie ihre Tochter sich an jenem Abend in den Seetwelen zu viel geholt hatte. Sie lenkte rasch über.

„Ich glaube, es wird mit Ihrer Tochter nun besser. Wenn es Ihnen recht ist, lassen wir sie morgen früh zu uns ins Krankenhaus holen. Es scheint eine Entzündung in der Lunge zu fügen, die aber bald behoben sein wird. Ihnen wird's mit der Pflege doch zu viel.“

„Mir ist alles einerlei. Besser, sie geht



fort, ehe sie ganz verlüdert. Der Schand' war's gerad' genug. Kommt mir da die Dirn' auch her. Der alten Rieke werden sie's wieder auf den Buckel laden. Is aber all egal."

"Nicht so bitter, liebe Frau. Vielleicht bekommen Sie es auch einmal besser. Wie wäre es, wenn Sie zu uns ins Altersheim kämen? Es liegt eine Viertelstunde von unserm Hause, und ich würde Sie öfters besuchen."

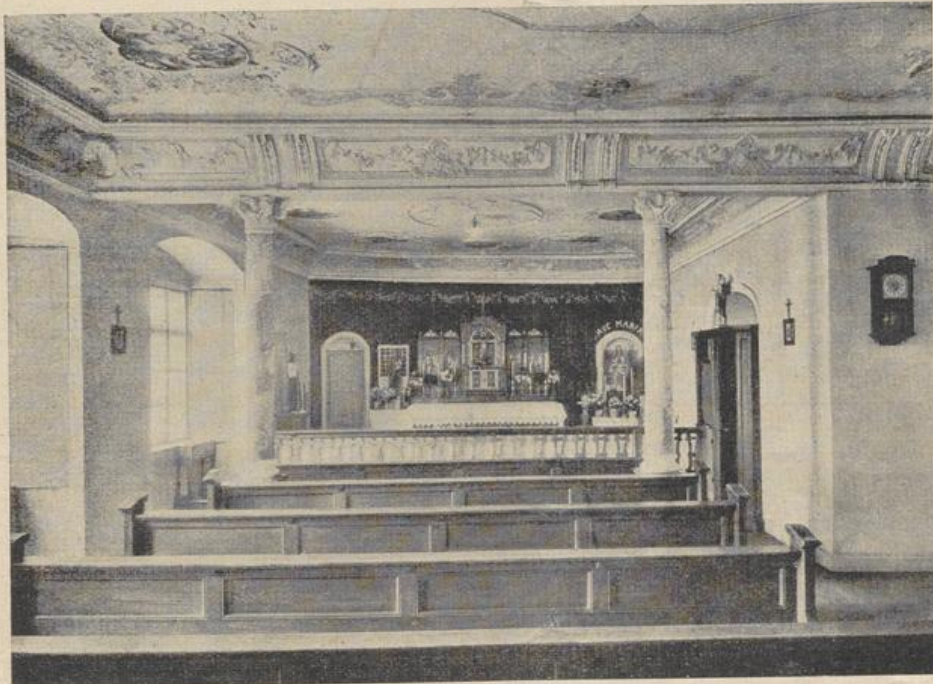
Rieke wehrte heftig. „Ne, ne, die Stehlricke taugt nicht mehr unter Menschen. Sie mögen mich nit. Und ich mag sie erst recht

nit quernehmen, die hohen Leut' da unten!"

„Keine Sorge, Frau Rieke. Die werden schon fertig ohne mich.“

Sie nickte ihr noch einmal freundlich zu und ging wieder zur Urjel. Als sie nach einer Weile heraustrat, ließ sie große Stille drinnen. Urjel schlief.

Gilg schritt sie heimwärts. Man mochte sich doch Sorge um sie machen. Als sie unten am See ankam, begann es schon zu dämmern. Die weißblaue Gondel lag wartend am Ufer, eine andere daneben. In dieser saßen zwei Männer: Onkel



Kapelle des Klerikernobiziates in St. Joseph, Reimlingen  
Photo: S. Käfer, Wasserburg a. Inn

nit. Wenn ich hier meine Ruh' hab' und das Mäd'el weg is — ein Plätzchen in der Friedhofsecke und ein paar Bretter für'n Sarg werden sich nachher auch noch finden."

Die rauhe Stimme war bröckelig, unsagbar müde geworden, wie bei Menschen, die keine andere Hoffnung mehr haben als die Grube unterm Steine.

"Sehen darf ich aber doch mal nach Ihnen?"

Ruth verstand die Antwort nicht. Die Alte mochte sich mühen, eine ungewohnte Rührung zu verleugnen.

"Sie werden weg müssen," mahnte sie rauh. "Es ist doch Hochzeit bei Ihnen. Wenn das Mäd'el nit so unsinnig getan hätt', ich hätt's nit gewagt. Daß sie's nur

Werner und der alte Friedrich. Sie wollten eben aussteigen und ihr entgegengehen. Werners Stirn war bewölkt. Er half ihr schweigend beim Einsteigen. Friedrich fuhr vor. Sie folgten in kurzem Abstand.

"Es ist doch alles in Ordnung?" fragte Ruth, als der Onkel beharrlich schwieg.

"In Ordnung, wenn eine der Hauptpersonen auf unerhörte Weise ausreißt?" grollte er.

"Hauptpersonen? Wer ist ausgerissen, Melitta oder Reinert?" lächelte sie.

"Ach, du Schwernöterin! Man sollte dir gram sein."

"Es mußte sein, Onkel! Auch ein Arzt geht, wenn's drängt. Ich glaube gar, wenn er selber Hochzeit hätte. Frag unsern guten Sanitätsonkel."

"Und zu diesen Leuten gehst du! Ich



wußte nicht, wann ich je Gutes aus der Feldkreuzhütte gehört hätte. Ein Hegenwinkel ist's."

"Es sind unglückliche Menschen!"

"Hm, unglücklich? Du denkst zu gut von allen, bis mal ein Reinfall kommt. Warum machen sich diese Leute so verhaßt? Etwas muß doch Wahres sein an so beharrlichen Gerüchten. Die Alte sieht aus wie eine Wetterunke und die Junge wie ... Ich will's lieber nicht sagen."

"Die Leute erbarmen mich. Wir alle sind ihre Schuldner. Wir alle, die wir warm und behütet in der Sonne leben und keine rechte Ahnung haben, wie denen im Schatten zumute ist."

"Du wirst doch das Laster nicht in Schutz nehmen wollen?"

"Onkel!"

"Ja, nun, fast muß ich es glauben. Du kennst diese Leute nicht. Tugend, Recht, Sitte sind dort unbekannte Begriffe."

"Onkel, ob die Menschen, die dieser Frau z. B. Unehrlichkeit nachsagen, wohl je den Hunger gelitten haben, den sie gelitten hat, ehe sie ihre Hand nach einer fremden Schnitte Brot oder nach einer Weizengarbe ausstreckte? Ob die, die umhegt und gehütet am häuslich warmen Herde sich ihrer stolzen Unschuld freuen, ob sie die dunklen Gewalten ahnen können, die im Blute unheilvoll Belasteter gären und sie Tiefen zudrängen, die wir schauernd nur ahnen? Onkel, wir müssen den Leuten am Feldkreuz helfen. Ich werde heute abend noch manches erledigen müssen."

Werner war bezwungen. Es war etwas in ihm, das sich vor dieser Frauenseele bewundernd beugen mußte. Wo alle verdammten, da kannte sie nur Erbarmen. In eigener keuscher Unbertührtheit stieg sie hinab in Schmutz und Schlamm, und ihr Auge blieb klar wie das eines Engels, der durchs Reich der Verlorenen wandelt. —

Ruth eilte auf ihr Zimmer und erschien nach einer Viertelstunde wieder im Festsaal, im weißen Kleide, ihre Teerose im Haar, lächelnd, als wäre sie den ganzen Tag froher Hochzeitgast gewesen.

Frau Werner und Frau Reinert sahen sie prüfend und Melitta ein wenig vorwurfsvoll an. Reinert forschte einen Augenblick in ihren Zügen, sagte aber nichts. Aber Ruth fühlte, er verdachte ihr nichts. Keiner rührte an die Sache. Das empfand Ruth dankbar.

Das junge Paar blieb daheim. Beide hatten eine Hochzeitsreise nicht getollt. „Was sollen wir in der Fremde?“ hatte Melitta gesagt. Reinert hatte es ihr gedankt.

Am andern Tage kamen alle zu einer gemüthlichen Nachfeier bei Werners wie-

der zusammen. Ruth fehlte wiederum für Stunden. Als sie dann erschien, sahen ihr alle an, daß sie sehr zufrieden war. Sie hatte ihren Schützling in warmer Sicherheit. Und als der Tag zu Ende ging, war sie wieder einen Schritt weiter. Reinert und Melitta hatten ihr für später ein Plätzchen in der blauen Villa für ihr Sorgenkind zugesagt, vorerst auf sechs Probewochen. Wenn der Plan mit dem Kinderheim gelang, sollte Ursel zu den Kindern.

Am diesem Abend schlief Ruth mit einem unsagbar glücklichen Gefühl ein. „In deinen Armen, o Karitas!“ das war ihr letzter Gedanke. —

Ein halbes Jahr später wurde der Grundstein zum neuen Kinderheim gelegt. Als es fertig und in Benutzung genommen war, da wurde Melitta Reinert wieder Kind unter Kindern. Das Glück hatte ihr Herz weit und warm gemacht für die armen Kleinen. Ihr sonniges Wesen verfeuchte alle trüben Geister. Reinerts Gesicht erhellte manchmal ein glückliches Lächeln, wenn er seine kleine Frau als vorstehendes Mütterchen diesen Opfern eines harten Geschickes selbstlos helfen sah. Sie wurde ihm von Tag zu Tag lieber. Sie war die Sonne in seinem Leben und seinem Hause, ob er auch den ernsten Stern, der unerreichbar seine einsamen Pfade zog, nicht vergessen konnte. Melitta wußte es, und darum deuchte es ihm kein Unrecht.

Vier Jahre sind über Land und See und Menschen dahingegangen.

Es ist ein wonniger Maitag. Die Natur ist wie eine Braut in der Fülle ihres Hochzeitsglückes.

Werner hat die Juristerei längst aufgegeben. Die Welthändler sind ihm verleidet. Sein Herzleiden zwingt ihm äußerste Ruhe auf.

Am Morgen hat er einen schlimmen Anfall überstanden. Nun ruht er, noch sehr matt, auf der Veranda. Frau Werner strickt Strümpfchen fürs Kinderheim, und Ruth erzählt einem kleinen braunen Lockenköpfchen leise von „Schneewittchen“ und „Rottkäppchen.“

„Nun noch von den kleinen Heidenmädchen, die Onkel Herbert so lieb hat! Bitte, Tante Ruth!“ bettelte Klein-Ruth.

Da kommt Besuch über'n Gartenweg. Jubelnd stürmt die Kleine fort. „Papa, Mama, wenn Onkel Herbert kommt, gehe ich mit zu den kleinen Heidenkindern!“ ruft sie atemlos.

Dr. Reinert hebt sein Töchterchen auf den Arm und küßt das kleine Plappermäulchen.

Nach herzlicher Begrüßung saßen die



beiden Familien gemüthlich beim Kaffee. Zink und Umsel lieferten das Freiton-  
zert.

Ruth hatte es gleich bemerkt, daß die Augen der Freunde ein Geheimnis hielten. Als Melitta sich heimlich zu ihr neigte und ihr ein paar Worte zuflüsterte, wurde sie blaß, und ihre Hand zitterte, als sie den Kaffee kredenzte.

„Heimlichkeiten?“ lächelte Frau Werner. „Hoffentlich kein Komplott gegen uns alte Leute!“

„Ach ja, daß wir's nur nicht vergessen,“ bemerkte Dr. Reinert, „wir trafen vorhin einen alten Freund. Er läßt Gruß und Empfehlung ausrichten. Er möchte Ihnen, da er Sie von früher her kennt und Grüße abzugeben hätte, gegen sechs Uhr seine Aufwartung machen.“

„Ist's ein Prinz oder ein Pascha, daß er so umständlich tut?“

„Nichts dergleichen. Aber jeder hat nun mal seine Besonderheiten.“

„Ist's Vater Helmut?“

„Sie haben eine feine Nase. Vater Helmut weist allerdings seit gestern drunten bei seinen Brüdern.“

„Da ist er selbstverständlich herzlich willkommen. — Vielleicht hat er Nachrichten aus Brasilien,“ setzte Werner leise hinzu.

Reinert zuckte die Achseln. „Möglich!“ Und sah den Justizrat merkwürdig an.

Dann gingen Reinerts heim. Ruth begleitete sie bis zum Gartentor. Die Fragen, die ihr auf den Lippen brannten, drängten nach Antwort.

Eine tiefe Freude glühte in ihren Augen, als sie zurückkam. Sie eilte durch die Nebentür und gab in der Küche hastig Anweisungen. Dann lief sie in den Garten und riß Flieder und Jasmin in Büscheln von den Sträuchern, so daß die Drosseln und Umseln erschreckt davonstoben. Diele und Salon schmückte sie mit der duftenden Pracht. Den trauten Raum, von dem einst des Hauses Sohn — auch an einem blütenreichen Tage — Abschied nahm, wandelte sie in einen Blumenhain. Damals hatten ihm keine Blumen geblüht, nur Dornen waren sein Theil am Vätererbe. Die Dornen aber hatten Blüten getrieben.

Als Ruth wieder zu den Eltern ging, lag ein verhaltenes Glück in ihrem Auge, daß Frau Mathilde sie überrascht ansah. „Du strahlst ja, als wäre das Christkind bei dir gewesen.“

„Ist es auch. Wartet nur, was es euch bringt.“

Sie saßen eine Weile schweigend.

Da knirschte der Gartenthes. Werner blickte erwartungsvoll auf den Laubengang, aus dem eine hohe Gestalt im schwarzen Priesterkleide hervortrat und mit

großem Blick die drei Menschen auf der Altane umfaßte.

Werner sah ihm entgegen, — legte die Hand über die Augen — richtete sich halb auf — und konnte es nicht fassen, was er sah.

„Aber — das ist doch nicht Vater Helmut!“ murmelte er schwindelnd.

Ein leiser Schrei. Das Mutterauge hatte schärfer gesehen. Da erkannte auch Werner, — sein Mund aber brachte keinen Laut heraus. Er versuchte aufzuspringen, sank aber hilflos wieder zurück.

Da war der Ankommende mit ein paar Schritten die Treppe hinauf und hielt den halb Ohnmächtigen in den Armen.

„Vater!“

„Herbert!“

Wie einer, der am Verdursten ist, so trank Werner den Anblick des Sohnes in sich. Bis Schleier sich ihm vor die Augen legten.

Minuten vergingen in atemloser, unaussprechlicher Seligkeit.

Da drängte er Herbert sacht ein wenig von sich, ihn zu sehen und sich zu vergewissern, daß er es wirklich und wahrhaftig sei, sein Sohn.

Sie sahen sich an und wußten doch kein Wort zu sagen.

Nun wandte sich Herbert der Mutter zu. In überwallendem Mutterglück schloß sie ihn in die Arme.

„Mutter, liebe Mutter!“

„Herbert! Endlich!“

Frau Werner war zumute, als wäre die Seligkeit der Ewigkeit in ihr Leben gekommen, erblüht und geboren aus dem Opfer und dem Leid der Zeit. Die Aberlast des Glückes machte sie stumm. Sie weinte nur still. Auch Herbert sprach kein Wort, sah die Mutter nur lange glücklich und lächelnd an.

Ruth war, als sie Herberts Schritt vernommen, unbemerkt ins Haus gegangen. Das erste Wiedersehen mußten die Eltern für sich haben. —

Herbert setzte sich ans Ruhebett des Vaters und behielt der Mutter Hand in der seinen.

„Noch alles ganz wie einst.“

Er hatte Mühe, seiner Ergriffenheit Herr zu werden. Die Erinnerungen stürmten übermächtig auf ihn ein. Er sah, wie es in des Vaters Gesicht zuckte. Krampfhaft drückte Werner des Heimgekehrten Hand.

„Herbert ... hast du vergessen, — was war?“

„Vater, ich beschwöre dich, sprich nicht mehr davon. Das ist ja alles längst vorüber und vergessen. Jetzt wollen wir uns freuen, daß wir wieder beisammen sind.“

„Wenn wir nur zusammen blieben!“ so



seufzte die Mutter, die schon an den Abschied dachte.

„Laßt uns einmal dem glücklichen ‚Heute‘ leben. Im übrigen, Mutter, neue Opfer, neue Kraft! Wo ist Ruth?“

Die kam gerade aus dem Hause zurück. Herbert ging ihr entgegen und drückte ihr die Hände.

„Ruth, Schwesterchen!“

„Willkommen daheim, Herbert! Welch unberhofftes Glück!“

Tief schauten sie sich in die Seelen in dieser weisevollen Stunde. Sie fühlten, diese klangen zusammen in wundervoller Harmonie, weil sie beide dem erkannten Ideale treu geblieben waren und nun ein herrliches Erbteil in Händen hielten — den Frieden. Nicht zwar, wie er auf Tabor verklärend geschenkt, sondern wie er auf Olbergs Höhen errungen wird.

Sie waren schweigsam, die vier Menschen, in der ersten Viertelstunde des Wiedervereintseins. Wie der tiefste Schmerz und so hat auch die höchste Freude der Worte wenige.

Bald aber löste sich der Bann, und es gab ein Fragen und Erzählen über beiderseitiges Erleben und Erleiden.

Nach kurzem ging Frau Mathilde mit Ruth ins Haus, um, wie Ruth lächelnd sagte, das „Maßfalsch“ herzurichten.

Da griff Werner, der aufgerichtet auf dem Ruhebetto saß, wieder nach des Sohnes Hand. „Herbert!“

„Vater! Hast du Schmerzen?“

„Ja, Schmerzen, aber andere, als du meinst. Wie habe ich dich gequält, dich und mich! Ich begreife es kaum noch...“

„Noch einmal, Vater, denk doch nicht mehr an das Vergangene. Ich habe dich von deinem Standpunkt aus immer gut verstehen können. Mein Beruf wurde dadurch erprobt und fest. Auch ich wußte wie weh ich dir tat. Der liebe Gott hat nun alles so gut gelenkt.“

„Ich wollte dich ihm nicht lassen, weil ich ihn leugnete — und doch fühlte, daß er lebte und stärker war als ich und unser fluchwürdiger Bund. Da begann ich gegen ihn zu kämpfen. Er aber nahm mir das Liebste auf der Welt. Da wurde ich hart und verschloß ihm und dir Herz und Haus. Nachgeben aber wollte ich nicht, lieber an meinem Stolz zugrunde gehen. Dazu band die Loge mir mit eisernen Fesseln die Hände, zwang mich, mein eigenes Kind zu verleugnen. Aber, was ich heimlich gelitten, Herbert, wie ich mich krankgefühnt habe nach dir, kein Mensch hat es geahnt. Wie ein wundtes Tier trug ich meinen ungeheuren Schmerz — der um so größer war, weil kein Gott ihn tröstete — in die wilde Einsamkeit der Berge. Von den Felsenklüften hörte ich mein eigenes Stöhnen widerhallen — und konn-

te doch nicht nachgeben. — Bis die Sehnsucht mich zwang und ich mich, meines Tuns kaum bewußt, am Hafen wiederfand. Einmal nur, ein einziges Mal wollte ich dich sehen. Ich sah dich erblichen und wanken — ich wollte hinstürmen und dich zurückhalten, war aber wie gebannt und gelähmt. Und dann warst du fort.“

Er schwieg und rang nach Atem. Herbert war erschüttert von des Vaters ergreifendem Selbstbekenntnis. Er mußte immer dieses verfallene Antlitz betrachten, darin der Schmerz vor der Zeit seine Runen gegraben. Was war an diesem halbgebrochenen Manne noch von der früheren trotzigsten Kraft?

„Herbert, weißt du es noch, als ich meine Arme umsonst nach dir ausstreckte? — Der Herrgott ist Sieger geblieben, und das ist gut.“

„Armer Vater! Daß du so littest, ahnte ich nicht. Aber nun laß uns alles begraben und uns der glückseligen Gegenwart freuen!“

Gegen Abend kam auch Vater Helmuth, der mit Vater Werner auf Verabredung im Kloster zusammengetroffen war. Auch Dr. Reinert und Melitta kamen wieder herüber. Der Justizrat war wie verjüngt. Alle Spuren des letzten Herzanfalls waren wie weggewischt. Scherzend drohte er Reinert mit dem Finger.

„Schwindler Sie! Zum zweiten Male wird Ihnen das nicht geraten. Man merkt halt doch, daß man alt wird.“

„Und gemütlich,“ gab Reinert gut gelaunt zurück. „Wissen Sie, auch die köstliche Medizin, die Freude heißt, soll man nur vorsichtig verabreichen, es könnte sonst sein, daß die Wirkung in ein schlimmes Gegenteil umschläge.“

Glückliche, weisevolle Stunden, wie sie die Erde nur wenige hat, erlebten die Wiederbereinten zusammen. Der Mittelpunkt des Interesses war natürlich Vater Werner. Er mußte immer wieder von seinen Erlebnissen in der Mission erzählen. Vater Helmuth, der nach seinem Romaufenthalt als Volksmissionär überaus segensreich wirkte, gab aus dem bunten Schatz seiner Erfahrungen die Würze dazu.

Am andern Tage zelebrierte Vater Werner unter Assistenz von Vater Helmuth und Vater Gerhard sein erstes Messopfer in der Heimat. Ein „Laudamus te“ ging durch seine Seele, als er zum ersten Male seinem Vater das Brot des Lebens brach.

Herbert kannte Melitta noch nicht näher. Als sie zu ihrem Onkel gekommen war, war er bereits in München. Und in den Ferien hatte er die blaue Villa möglichst gemieden, weil er wußte, wo er des Vaters bösen Genius zu suchen hatte. Da-



rum hatte auch die junge Melitta stets eine heimliche Scheu vor dem ernststen Studenten gehabt und war während der Ferien selten zu Werners gekommen. Herbert stellte nun bald fest, daß Melitta mit dem finsternen Onkel nichts gemein habe, und daß in dieser schönen Hülle eine schöne Seele wohne. —

„Bist du glücklich?“ forschte Herbert in einer vertrauten Stunde in Reinerts Gesicht.

„Ja!“ gab der fest zurück. „Es ist wohl nicht das große, stürmende Glück, das ich erhoffte. Du weißt —! Aber man lebt nicht lange unbebewegt unter einem Sonnenstrahl. Man wird warm und segnet dankbar den guten Engel, der ihn spendet. Und — uns leuchtet ja immerfort ein stiller Stern zur Seite, den wir beide lieben, Melitta und ich.“

Herbert wußte, wen er meinte, insonderheit der „Stern“ eben mit seinem guten, freundlichen Leuchten hereinschaute.

„Wenn's euch recht ist, fahren wir jetzt zur blauen Villa. Melitta erwartet uns. Herbert muß doch seinen kleinen Patenjungens einmal in Augenschein nehmen.“

Es war ihnen recht. Eine Viertelstunde später fuhren sie am See entlang dem Reinertschen Idyll zu. Auch der Justizrat, der sich ganz erholt hatte, fuhr mit. Die Freude hatte Wunder bei ihm gewirkt. Er war der Munterste einer.

Das wurde ein Fest in der blauen Villa und im Kinderheim! Die vierjährige Ruth war nicht von des schwarzen Onkels Knien zu vertreiben. Sie wollte um jeden Preis ganz viel von den rotbraunen Brüdern und Schwesterchen, die bei ihm in die Schule gingen, wissen.

„Wenn du jetzt wiederkommst, Onkel Herbert, dann bin ich groß. Dann werde ich Schwester, und du nimmst mich mit zu deinen kleinen Heidenmädchen,“ plauderte sie drollig.

„Ganz sicher,“ ging er auf ihre großzügigen Pläne ein. „Dann sollst du die kleinen Wilden weiß waschen und ihnen die schwarzen Haare bürsten.“

„Und vom lieben Jesuskind erzählen, so schön, wie Tante Ruth im Kinderaal es tut.“

„Ja, wie Tante Ruth,“ pflichtete er bei. Reinert brachte ihm seinen Jungen. Herbert nahm ihn in die Arme und studierte lächelnd in den kleinen Zügen nach irgendeiner bekannten Linie, um sich für eine sicher in Aussicht stehende landläufige Frage sicher zu stellen. Da kam sie auch schon:

„Nun, wem meinst du, daß er ähnlich sieht?“ Frau Reinert und Frau Werner fragten es fast gleichzeitig.

In seinen Augen sprang der Schall auf. Er tippte den kleinen Herbert auf die

Nasenspitze: „Dieses liebliche Gewächs versucht er schon gerade so kühn in überlegene Höhen zu ziehen wie weiland der Sekundaner Hans Reinert, wenn er eine stolze ‚Eins‘ erobert hatte.“

Frau Werner nahm ihm den Knaben vom Arm. „Was du auch von Kleinkinderwissenschaft verstehst! Müdestest sonst doch auf zehn Schritt sehen, daß der kleine Kerl ganz sein Vater ist. Deine Rothäute drüben werden ja wohl einer anschauen wie der andere, die großen wie die kleinen.“

„O nein, Mama. Auch bei unsern Roten hat der Schöpfer dieselbe Künstlerkraft bewiesen wie bei uns Bleichen. Dieselbe Meinung, die wir von ihnen haben, haben sie von uns. Sie bedauern uns, weil wir im Backofen des großen Welt Herrn nur halbgar geworden seien. So sagte mir mit lächelnder Mine noch unlängst ein gebildeter Brasilianer. — Ein Brachtler übrigens, mein Patensohn! Was wird wohl aus diesem Kinde werden?“

„Was sein Herr Pate ist!“ rief Melitta leuchtenden Auges.

„Meinen Segen hat er,“ besiegelte Reinert den großen Drakelspruch.

„Meinen auch,“ kam's aus dem Hintergrunde, wo der Justizrat mit einer älteren Dame saß, einer Professorenwitwe aus München, deren Vater sein Lehrer gewesen war.

Der kleine Herbert Reinert ließ sich nicht so mir nichts dir nichts zum Heidenapostel stempeln. Er protestierte gegen sofortane Vergewaltigung des freien Bestimmungsrechtes durch kraftvolles Geschrei. Lachend nahm ihn Mutter Melitta und trug ihn im Sturmschritt hinaus.

Nach einer gemüthlichen Kaffeestunde ging die Gesellschaft ins Kinderheim. Dort war atemlose Freude auf allen Gesichtern, als der Onkel Missionar, von dem die Kleinen schon so viel gehört hatten, endlich lebhaftig erschien. Es dauerte geraume Zeit, bis die Kinder auftauten und zutraulich wurden. Dann aber, als der Damm gebrochen war, da drängten sie sich mit hundert Fragen immer näher zu ihm heran.

„Sag, Onkel Pater, haben die kleinen Indianerkinder auch keinen Papa und keine Mama mehr?“ fragte ein kleines feddes Mädchen, das einen Tag alle erdenklichen losen Streiche machte und am andern stundenlang nach seinen Eltern weinte, die sie ihm an einem Tage begraben hatten.

„Nicht alle haben hier auf Erden noch einen Vater und eine Mutter, Kind. Diese Waisenfinder haben den lieben Gott zum Vater und die liebe Himmelsmutter Maria zur Mutter. Du gewiß auch?“

Die kleine machte große Augen, dachte



nach und lief zu Tante Ruth. Die mußte weiter Auskunft geben.

„Onkel Missionar, haben sie den Kindern in deinem weiten Lande auch ein Beinchen abgeknitten?“ fragte mit zagem Stimmchen ein kleiner Sechsjähriger, dem ein unheimlicher Gast im Körper fraß und als ersten Raub das rechte Bein genommen hatte.

„Ja, mein lieber kleiner Kerl. Unjern Kindern drüben haben sie auch schon mal so weh getan wie dir.“ Er nahm das Krüppelchen auf die Knie und sah ihm voll Liebe in das wächserne Gesichtchen, das schon von dem unerbittlichen Würger gezeichnet war. Und flüsterte ihm leise ins Ohr: „Wenn du einmal in den schönen Himmel kommst, dann gibt dir der liebe Gott dein Beinchen wieder. Und dann spielst und springst du mit den Engeln auf der Himmelsau, viel froher und flinker als die Kinder auf der Erde.“

Da faltete der Kleine unwillkürlich die schmalen Händchen und schaute den Vater an, leuchtend und gläubig, als hätte Gott selbst ihm so Wunderschönes versprochen. Dann strebte er hinunter. Das mußte er mal gleich Tante Ruth erzählen. Die würde staunen.

Da war schon wieder ein anderer Fragesteller: „Onkel Vater, haben die Kinder und die Leute in deinem wilden Lande auch eine Tante Ruth?“

„Eine hute, hute Tante Hut?“ unterstülzte ein pausbadißes dreijähriges Mädchen, das von „Tante Hut“ seines Höckerleins wegen ein wenig verwöhnt wurde, die Frage.

„Das haben unsere braunen Kinder leider nicht,“ lächelte Vater Werner zu Ruth hin. „Ich möchte eure Tante Ruth wohl mitnehmen. Ihr habt sie gewiß bald genug gehabt. Soll ich das tun?“

„Nein — nein — nein!“ protestierten wohl zwölf Stimmen im Chor. „Tante Ruth hierbleiben!“ — „Tante Ruth nicht weggehen!“ — „Tante Hut bei Nanni bleiben!“ weinte die Pausbadiße und sie klammerte sich an Ruth wie eine Klette.

„Still, ihr sollt eure Tante Ruth behalten. Vielleicht schickt uns der liebe Gott mal eine andere,“ beschwichtigte er. Dann zog er ein Päckchen bunte Heidenkinderbildchen aus der Tasche. Jedes Kind erhielt eines, und jedes versprach für den Abend ein Extra-Vaterunser für die kleinen Schwesterchen und Brüderchen im Heidenland.

Ruth war mit den andern Damen schon weitergegangen zum Spielsaal der Kinder. Frau Professor Schnittger, die in einer Rechtsache Dr. Werners Rat suchte

und gleichzeitig Dr. Reinerts Schöpfung kennenlernen wollte, war ganz Interesse. Bis in die letzten Winkel mußte sie das Kinderheim besichtigen. Sie selbst betätigte sich nach dem frühen Tode ihres geliebten Mannes ebenfalls hier und da in der sozialen Fürsorge, ohne aber mit den Leuten selbst allzubiel Fühlung zu nehmen. Ihrem ästhetischen Empfinden sagte die ungetuschte Art dieser Leute und die Luft in ihren Stuben nicht zu, legte sie Ruth eben klar.

„Für das Schriftliche und Geschäftliche bin ich immer da. Ich sitze halbe Tage auf dem Büro und schreibe und rechne und schlage mich mit schuß- und stellenfuchenden Mädchen herum. Subjekte begegnen einem da, nicht zu sagen. Armut und Krankheit, das sind Kreuze, da begreift man und hilft gern. Aber die Schlechtigkeit, die da manchem jungen Ding aus Gesicht und Augen schaut, — ich versichere Ihnen, Fräulein Ruth, da hilft nur unbeugsame Konsequenz. Da heißt es gute Wälle aufrichten, die diese Unverschämten respektieren müssen. Nicht dem Laster schöne Augen und gute Worte machen, wie es heute vielfach Mode wird. Da wird zu solch einer Lasterdirne „Armes Kind“ gesagt und mit Glacehandschuhen zugefaßt. Nachherr lachen die Raffinierten dann über die Gutmütigkeit der vornehmen Damen, die sich vorkämen wie Herrgötter. Man sollte mehr Erziehungs- und Besserungsanstalten bauen und strengere Methoden einführen. — Aber, Fräulein Helldorf,“ — die Professorin griff mit überraschten, funkelnden Blicken nach dem Arm Ruths, — „wie — wie kommen Sie an jenes Mädchen?“

Sie standen in der Tür des Schlafsaales, wo die schwarze Urzel eben die kleinen Betten zusammenlegte. Als das Mädchen die Dame im schwarzen Seidenkleide sah, wurde es freideweiß. Es ließ das Kissen, das es gerade schüttelte, fallen und griff haltfuchend nach dem Fußbrett der kleinen Bettlade. Wie eine Erscheinung der Unterwelt starrte es die Dame unentwegt an. Angst und — jäh auflosender Haß stritten miteinander in den nachtdunklen Augen.

Ruth war peinlich berührt. Frau Werner und Frau Reinert hatten nichts bemerkt. Bis Frau Werner näher kam und Ursels Erregung sah.

„Fehlt Ihnen etwas, Urzel?“ ging sie auf das Mädchen zu. Melitta und Frau Reinert gingen weiter; Ruth und der Professorin nach.

(Fortsetzung folgt)

Nachdruck sämtlicher Original-Artikel verboten, bei Uebersetzung gerne gestattet.  
Verantwortlicher Schriftleiter P. G. A. Rottmann; Missionshaus St. Joseph, Reimlingen  
Druck der Missionsdruckerei St. Joseph, Reimlingen, Bayr.-Schwaben